

## **Und der Kaiman lachte. Zur Bedeutung des Feuers bei den Yanomami in Nordamazonien**

Gabriele Herzog-Schröder

Eine Mythe der Yanomami-Indianer des amazonischen Tieflands lässt die Kultur mit dem Feuer beginnen. Die Yanomami erzählen sich folgende Geschichte:

In der alten Zeit, als Tiere und Menschen noch nicht unterschieden waren, verzehrten die Ahnen ihre Nahrung roh. Nur der Kaiman, das Flusskrokodil, aß nicht mit den anderen. Abends, nachdem es dunkel geworden war, sonderte er sich mit seiner Frau ab. Sie kochten ihre *kasha*-Larven<sup>1</sup> und verzehrten sie heimlich in gegartem Zustand. Kaiman hütete das Feuer in seinem Maul und ließ niemanden sein wertvolles Gut sehen. Eines Tages jedoch wurde einem der anderen ersten Wesen dieses absonderliche Verhalten suspekt und es entdeckte nach sorgfältiger Beobachtung, welchen Schatz der Kaiman vor den anderen versteckt hielt. Es unterrichtete die Kameraden von seiner Entdeckung. Sie beschloßen, sich des Feuers durch eine List zu bemächtigen. Wie bringt man aber den sturen Kaiman dazu, sein Maul zu öffnen? Verschiedene Wesen spielten ihm die unterschiedlichsten spaßigen Szenen vor – ohne Erfolg! Schließlich kam der Kolibri an die Reihe und vollführte derbe Faxen. Und der Kaiman lachte. Mit dem Lachen spuckte er das Feuer aus. Die Wesen nahmen das Feuer und teilten es untereinander auf. So kam die Kultur in ihre Welt. Mit der Kultur aber kam auch der Tod:

Dieser „Prometheus“ wider Willen nämlich grollte seinen Genossen und verfluchte sie: ihr werdet sterblich sein und eure Körper werden durch das Feuer vernichtet werden! Da verwandelten sich die ersten Wesen und es entstanden Tiere und Menschen. Der Kaiman tauchte in die Flüsse und wurde zum Hüter des Wassers.<sup>2</sup>

Menschen sind Wesen, die das Feuer beherrschen und zugleich Wesen, die ihr Leben im ständigen Bewusstsein des Todes bewältigen müssen. So steht im Zentrum aller rituellen Aktivitäten der Yanomami der Gedanke an den Tod und die Sorge um die korrekte Durchführung der Bestattung. Das Fleisch des Kaiman und der Tiere seines Elements darf bei den Bestattungsfeiern nicht gegessen werden. Im Alltag der

---

<sup>1</sup> Diese Larven gelten bei den Yanomami als Delikatesse.

<sup>2</sup> Die Autorin hörte diese Geschichte von den Yanomami. Sie wird auch von Jacques Lizot überliefert (Lizot 1974: 14f.)

Yanomami spielt das Feuer eine große Rolle. Ich möchte Sie einladen, einen Tag mitzuerleben:

Im hügeligen Bergland des südlichen Venezuela, entlang der Nebenflüsse des Oberen Orinoko siedeln die Yanomamï, eine Teilgruppe der Yanomami, die hier trotz vielfacher Bedrohung und Störung von außen in weiten Gebieten noch heute in relativer Abgeschiedenheit leben. Im Dorf Patanoëtheri war ich mehrmals zu Gast. Die – in diesem Teil ihres Siedlungsgebiets – typische Dorfanlage ist das *shapono*, ein kreisförmiges Gebilde aus einzelnen, dicht beieinander stehenden Pultdächern, die einen großen zentralen Platz umgrenzen. Die einzelnen Familieneinheiten, die sich zu Gemeinschaften von 40 – 150 Personen zusammenschließen, bewohnen jeweils einzelne Wohnabteile unter separaten, aber dicht beieinander stehenden Dächern. Mittelpunkt einer jeden Wohneinheit und damit im wahrsten Sinne des Wortes Brennpunkt des Familienlebens ist die heimische Herdstelle. Sie wird mit dem Begriff benannt, der auch für Feuer selbst verwendet wird: *koa wakë*, wobei *koa* den Brennstoff Holz benennt, und *wakë* ‚rot‘ bzw. ‚rotleuchtend‘ bedeutet.

Um eine solche auf dem sandigen oder lehmigen Boden befindliche Feuerstelle sind in Form eines Dreiecks die Hängematten aufgespannt. Diese stellen das einzige Mobiliar eines Yanomami Haushalts dar. Das *shapono* ist intern nicht durch Zwischenwände unterteilt. Die Dächer streben nach innen, dem Zentrum zu, himmelwärts. Diese Siedlungsform ermöglicht einen offenen Blick in die Runde, die nachts einen „Kreis der Feuer“<sup>3</sup> bildet. Die Herdstelle markiert also die kleinste Familieneinheit; diese besteht aus Mutter, Vater und den kleineren Kindern. Wohnt ein Großeltern teil bei der Familie, oder ein bereits herangewachsenes Kind, so verfügen diese zusätzlichen Personen stets über eine eigene Feuerstelle. Ebenso verhält es sich in polygynen bzw. polyandrischen Lebensgemeinschaften, Eheverbindungen mit mehr als einem Ehepartner also: Die zweite Ehefrau bzw. der zweite Ehemann schüren ihr eigenes Feuer in aller nächster Nähe.

Morgens, wenn die ersten zaghaften Sonnenstrahlen die noch im Nebel stehenden Baumkronen aufleuchten lassen, erwacht das *shapono* langsam zum Leben. Einzelne Personen richten sich auf, um Holz nachzulegen und die Flammen anzufachen.

Wenig später werden an den Herdstellen Kochbananen in der Glut geröstet oder man wärmt eine Suppe auf. Nach und nach nimmt jeder ein kleines Frühstück zu sich.

---

<sup>3</sup> Die Monographie des französischen Anthropologen Jacques Lizot trägt diesen Titel.



Allmählich rüstet man sich, das Tagwerk zu beginnen. Als erstes gilt es, die obligatorische Tabakrolle zu fertigen. Die wichtigste Frau eines Haushalts nimmt aus einem wohlverschnürten Bündel ein oder zwei getrocknete Tabakblätter, weicht sie in einer Halbkalebasse mit Wasser ein, schiebt mit einem Scheit aus der Herdstelle heiße Asche, in der sie die Tabakblätter wendet. Dann werden die Blätter gefaltet, zu einer Rolle geformt und fest geknetet. Jedes Familienmitglied, das über sieben Jahre alt ist, drückt sich eine solche Rolle hinter die Unterlippe und lutscht sie in den folgenden Stunden allmählich aus.

Im Laufe des Vormittags begeben sich einzelne Familien in ihre Gartenanlage, in der Bananen, Maniok, Süßkartoffeln, Zuckerrohr und vieles andere angebaut wird. Meist dauert der Aufenthalt im Garten nur ein bis zwei Stunden. Stehen größere Aktivitäten an, so wird ein brennendes Feuerscheit mitgenommen. Mit ihm entzünden die Indianer an der Arbeitsstelle ein Feuer, garen frisch geerntete Wurzeln oder Früchte vor Ort; zuweilen ist es notwendig, ein Nest gefährlicher Wespen auszuräuchern.

Beim Gartenbau wird Feuer auch unmittelbar als Werkzeug eingesetzt: in der in Amazonien weit verbreiteten Technik der Brandrodung wird zunächst das Buschwerk mit Macheten und Äxten auf der zu eröffnenden Gartenfläche abgeschlagen und nachdem es einige Wochen lang getrocknet ist, durch Abbrennen vernichtet. Die Flächen, die in dieser Weise fruchtbar gemacht werden, sind klein. Erosionen durch Wind und Regen stellen dadurch keine Gefahr dar, im Unterschied zur großflächigen Vernichtung der Vegetation durch intensive Brände oder die Vernichtung der Vegetation mit schweren Maschinen.

Dass aber der Boden „gekocht“ wird, wie es in vielen Sprachen der Region heißt, macht nach Meinung der Indianer die Erde fruchtbar. Diese traditionelle agrarische Methode blieb vom Kulturwandel nicht verschont. In den letzten 50-100 Jahren wurden industriell gefertigte Metallwerkzeuge in größeren Mengen ins Land der Yanomami eingeführt. Früher erschloss man eine neue Gartenfläche oder einen neuen Siedlungsplatz, indem man Feuerbrände um die Stämme legte. Die Flammen mussten solange geschürt werden, bis die Bäume an der Basis durchgebrannt waren oder bei sehr dicken Stämmen zumindest so gründlich geschädigt wurden, dass sie nicht mehr weiterwachsen konnten und ihr Laub abwarfen. Die Baumriesen stürzten nach einiger Zeit von alleine um. Auch heute noch lassen die Yanomami gefällte Bäume zunächst unverarbeitet liegen und einige Zeit verrotten. Die morschen Stämme werden Stück für Stück zu Feuerholz geschlagen.



Mit dem verstärkten Eindringen der Metallwerkzeuge ab dem Ende des 19. Jahrhunderts und der damit einhergehenden Verdrängung der arbeitsintensiven Feuerrodung konnten größere Gartenflächen eröffnet und die pflanzerischen Erträge gesteigert werden. Das führte zu einer sprunghaften Bevölkerungszunahme und löste Expansionswanderungen vieler Yanomami-Gruppen aus. Sie verließen ihr ursprüngliches Siedlungsgebiet, den Gebirgszug der Sierra Parima, und strebten in Richtung der größeren Flüsse, zum Uraricoera und dem Mucajai in Brasilien und in Venezuela zum Ventuari und weiter südlich zum Rio Orinoko. Vorzugsweise siedelten sie sich an den kleineren Nebenflüsse an und bis heute bewohnt die Mehrzahl das schwer erreichbare Zwischenstromland.

Kehren wir zurück zum exemplarischen Tagesablauf bei den Yanomami. Gegen Mittag oder am frühen Nachmittag sind die meisten Dorfbewohner, die keine größeren Ausflüge unternehmen, in die Gemeinschaftsbehausung zurückgekehrt. In der heißesten Zeit wird gedöst, leise Unterhaltungen werden geführt, auch wird in der Herdstelle manches gekocht, was in den Gärten reif war. Es gart dort aber auch, was andere auf ihren Ausflügen in den Wald erbeutet oder gesammelt haben.<sup>4</sup> Denn das Leben der Yanomami ist nur zum Teil vom Gartenbau bestimmt; sie verstehen sich selbst als Wildbeuter. Dabei gehen die Männer der Jagd nach und ernten Baumfrüchte, während die Frauen sammeln und kleine Tiere erbeuten.<sup>5</sup>

Am späteren Nachmittag treffen sich die meisten erwachsenen Männer der Gruppe am Rande des Zentralplatzes zu schamanischen Sitzungen. Sie blasen einander die Schnupfdroge *epena* in die Nase, und versetzen sich so in einen Rausch. Die geschultesten unter ihnen, die zu Schamanen initiierten Ritualspezialisten, vermögen diesen als Trance zu nutzen. In ihren Visionen sind die Schamanen in der Lage Kontakt mit den Hilfsgeistern aufzunehmen. Jeweils einer der Schamanen, von denen es in einer Dorfgemeinschaft mehrere gibt, schreitet vor der Gruppe der anderen tanzend und singend auf und ab. Er rezitiert kurze und meist bekannte Lieder, die formelhaft häufig wiederholt werden und mit phantasievollen onomatopoetischen Lautschöpfungen durchwoben sind.

---

<sup>4</sup> Genauere Angaben zur Wirtschaftsweise liefert Lizot (1988).

<sup>5</sup> Zur Bedeutung der jägerischen Wirtschaftsweise siehe Herzog-Schröder (2000) insbesondere das Kapitel „Geschlecht und Prinzipien der Egalität“.



Bei dieser Gelegenheit werden auch Kranke behandelt, wiederum durch Gesang aber auch durch intensive Massagen der Patienten. In ihren Liedern schildern die Schamanen die Art und Weise, in der die Hilfsgeister ihrerseits herantanzten und agieren. Da ist nicht selten von Feuer in Form von Blitzen die Rede, wie in der Beschreibung des mächtigen *Wisha*-Affen-Geistes, der aus seinen Augenhöhlen fortwährend „herabtaumelnde Blitze aussendet“ oder in einem anderen Lied, das von einem großen Berg handelt, dem ein wipfelkreisender Blitzbaum zugeordnet ist und dessen Front unaufhörlich Funken ausstrahlt.<sup>6</sup> Diese Feuerblitze stellen eine hohe Form von Energie dar, über die die Geister verfügen. Nachdem die Schamanen, die Geister gezähmt haben, können sie sich dieser Kraft bedienen.

Allmählich legt sich das fast täglich stattfindende Spektakel. Die Männer zerstreuen sich, kehren unter ihr heimatliches Dach zurück und ruhen sich aus. Wenn der Abend naht, verlassen eine ganze Reihe von Frauen mit ihren großen Körben das Dorf. Sie gehen in den nahen Wald oder in benachbarte Gartenanlagen und schlagen Holz für die nächtlichen Feuer. Hoch bepackt kehren sie zurück, den schweren Korb auf dem Rücken, den Tragriemen des Korbs über die Stirn gelegt. Man möchte meinen, die Frauen vollziehen mit dieser hauswirtschaftlichen Verrichtung den Übergang vom Tag zur Nacht.

Jetzt wird eine größere Mahlzeit zubereitet. Kochbananen, die die Hauptnahrung darstellen, garen mit oder ohne Schale in der heißen Asche. Das Fleisch, das die Jäger auf ihren Streifzügen durch den Wald erbeuteten, wird sorgfältig in Brühe gekocht. Früher nahm man dazu grobe Tontöpfe, heute werden Aluminiumtöpfe verwendet. Ein Teil des Fleisches wird auf Hartholzrosten geräuchert, bis es durch und durch gegart ist. Rohes Fleisch zu essen ist verpönt und wird mit kannibalischen Praktiken assoziiert. Nichts erregt mehr Ekel und Abneigung als die Vorstellung vom Verzehr rohen Fleisches.

Die Leute sitzen und liegen beieinander, reden, lachen, disputieren. Schon ist die Nacht hereingebrochen, die fast 12 Stunden andauern wird. Die Ausgänge sind bereits mit trockenen Ästen verbarrikadiert. Wenn jetzt jemand hereinkommen will, so wird er durch lautes Rascheln die Hunde in Alarm versetzen. Will nach Einbruch der Nacht noch jemand das Dorf verlassen, was die Yanomami nur in dringenden Fällen zu tun bereit sind, so

---

<sup>6</sup> Die Originaltexte und die Übersetzungen sind in den Begleitpublikationen zu den Filmen E 2835 und E 2836 (Yanomami, Patanoetheri (Venezuela, Oberer Orinoko) Yopo-Rausch, Tanz und Geisterbeschwörung (Hekuramou) zur Initiation eines Medizinmann-Anwärters (Teil II und III) dokumentiert (siehe: Eibl-Eibesfeldt, Herzog-Schröder, Mattéi-Müller 2000).

nimmt er ein glühendes Feuerholz mit nach draußen. Diese Fackel leuchtet durch kräftiges Schwingen des Armes auf und erzeugt so einen Lichtschein, der eine gewisse Orientierung ermöglicht.

Die Jugendlichen, die sich häufig über Stunden nicht recht entscheiden können, in welcher Abteilung sie diese Nacht verbringen wollen, sind am längsten zu hören. Ihr lautes Lachen erschallt durch die Siedlung. Eine ältere Frau mag ihrem Ärger über das Verhalten der jüngeren Bewohner der Gemeinschaft Luft machen, indem sie ihre Rüge lauthals durch die Runde schickt. Womöglich hält einer der respektierten Ältesten eine offizielle Ansprache und unterbreitet der Gruppe seine Vorschläge für die notwendigen und anstehenden Verrichtungen der Gemeinschaft. Irgendwo weint ein Kind und wird von den Eltern getröstet.

Nach und nach wird es ruhiger im *shapono*. Auch die Hunde, die alle Zeit laut kläffen, dämmern sanft in den Schlaf. Nur ein älterer Schamane stimmt spät in der Nacht seine Lieder an, mit denen er über die Ruhe seiner Mitbewohner wacht. Er erzählt ausführlich von Ereignissen der mythischen Vorzeit, von damals, als der Kaiman noch das Feuer in seinem Maul versteckt hielt... .

Während dessen brennen die Flammen im Dorf langsam nieder. Hier und dort setzt sich des Nachts jemand auf, streckt sich, schiebt die Holzscheite wieder in die Glut und fächelt sie an. Die Flammen schlagen hoch, der Feuerhüter streckt die Beine und Arme kurz über die aufsteigende Wärme und lehnt sich dann zurück in die Hängematte.

Die Yanomami benötigen das Feuer als Wärmespender. Zwar siedeln sie in einer der heißesten Gegenden dieser Erde, doch beträgt der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht im Mittel rund zehn Grad, und nicht selten sinkt das Thermometer von weit mehr als 30 Grad Tagestemperatur auf 18 Grad und darunter. Bei einem solch starken Temperaturabfall, noch dazu unbeweglich in ihren Hängematten liegend, müssen die Schlafenden notwendig frieren – umso mehr, als Kleidung oder Stoff zum Zudecken nicht verwendet werden. Sie binden ihre Hängematten nachts möglichst dicht ans Feuer, so dass die Wärme an ihren Körpern entlang streicht. In den Morgenstunden, gegen vier Uhr wird es empfindlich kalt....

Doch bald beginnt schon der nächste Tag.



Yanomami – wie sich die Menschen, von denen hier die Rede ist, nennen –, bedeutet Hausbewohner und ihr Haus ist der Idee nach nichts als ein Dach unter dem ein Feuer brennt, in dessen unmittelbarer Nähe eine Hängematte aufgespannt wurde. Ein solches Haus kann auch außerhalb der festen Siedlung errichtet werden, wenn ein kleiner Trupp einen längeren Jagdausflug unternimmt, oder auch die gesamte Gruppe durch den Wald zieht, in Gegenden, in denen wilde Früchte wachsen und viel Jagdwild vorkommt.

Ein Dach mit einem Feuer darunter ist der Inbegriff legitimen sozialen Zusammenseins. Diese Bedeutung wird offenkundig im Verhalten von Liebenden, die ein gesellschaftlich nicht akzeptiertes Verhältnis eingehen: flüchtet ein solches Paar – meist ist die Frau verheiratet – in den Wald, um ein oder zwei Tage und Nächte zusammen zu verleben, so lautet das Argument für ihre Rückkehr stets: „Wir konnten nicht draußen bleiben, denn wir hatten kein Feuer!“ Ohne Feuer ist das Leben der Menschen nicht denkbar und diese Begründung wird vorgebracht, obgleich es jeder Yanomami versteht, aus einfachen Mitteln – mit dem Holz des Kakaobaumes, der in dieser Gegend zur Genüge vorkommt – einen traditionellen Feuerbohrer herzustellen. Überdies verfügen viele Yanomami heute über Streichhölzer und es ließe sich leicht ein Feuer entzünden, was den Aufenthalt in einem provisorischen Waldlager durchaus erträglich machte. Doch offensichtlich geht es hier nicht darum, vielmehr ist diese Scheinbegründung im übertragenen Sinn zu verstehen. Es soll heißen: wir konnten nicht ohne die Gemeinschaft der anderen leben – die Zweisamkeit war uns für eine Zeitlang wichtig, doch rechtfertigt sie nicht den dauerhaften Ausstieg aus dem Verbund der Dorfgemeinschaft. Es soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, dass das Paar drakonische Sanktionen erwartet. Ein eifersüchtiger Ehemann bestraft seine Frau indem er ihr mit einem glühenden Holzsplitter Brandwunden zufügt.

Feuer ist offensichtlich ein Symbol für soziale Bindung. Im Fall der illegitim Liebenden wird das Herausfallen aus der Gemeinschaft durch die Abwesenheit des Feuers verdeutlicht. Die konstitutive gesellschaftliche Kraft des Feuers zeigt sich besonders, wenn ein Mitglied der Gemeinschaft stirbt. Feuer steht am Übergang zwischen der Wärme des menschlichen Zusammenlebens und der Kälte und Isolation im Tod.

Eine Ahnung von der radikalen Gefährlichkeit des Feuers ergreift früher oder später jeden Forschenden, der sich auf ein enges Zusammenleben mit den Yanomami eingelassen hat. Man mag von dem ominösen „Feuertabu“ gehört haben, davon gewusst haben, doch sobald man sich einigermaßen zuhause fühlt unter einem der Dächer im Kreise der Yanomami-Feuer, vergisst man es. Ich habe in dieser Situation folgendes erlebt:



Ich sitze in der eigenen Hängematte, wie immer umringt von etlichen indianischen Freunden des Dorfes – Alleinsein ist etwa ebenso selten wie ohne Feuer zu leben – und ordne meine Papiere. Ich überprüfe Notizen und trage sie in ein Buch um und werfe einen überflüssigen Zettel ins Feuer, um ihn durch Verbrennen loszuwerden. Zu meinem Schrecken hechten mehrere der Dabeisitzenden zur Feuerstelle, greifen mit den bloßen Händen in die Flammen, und ziehen das Weggeworfene wieder heraus. Schonungslos gegen sich selbst schlagen sie auf die Glutstellen an dem angesengten Stück Papier, um diese zu löschen. Die ernstesten, mehr noch: die strafenden Blicke, die mich dann treffen, lassen mich unmissverständlich spüren, dass ich einen schlimmen Fehler begangen habe. Mir wird klar, dass das Verbrennen von Papier als ungehörig angesehen wird.

Ungestraft verbrennt man Holz, beim Anzünden eines neuen Feuers ein Bündel durrer Fasern, im feuchten Wald eventuell auch einmal ein verlassenes Wespennest. In erster Linie ist es jedoch Holz, das zur Verbrennung bestimmt ist. Zur Beseitigung von „Abfall“ im Alltag findet Feuer jedoch keine Verwendung.

Was sich hinter der Furcht vor dem Verbrennen von anderen Stoffen als Holz verbirgt, ist die Angst vor den *shawara*. Unter *shawara* versteht man krankmachende Kräfte, die bei der Verbrennung frei werden und die als Geistwesen imaginiert werden.

Deshalb spielt Feuer im Kontext des Todes eine eminent wichtige Rolle, denn wie der mythische Kaiman nach seinem unfreiwilligen Lachen entschied, sind die Menschen nicht mehr *parimi*, was soviel heißt wie ‚ewig‘, sondern, seit der mythischen Verwandlung – sterblich und es sind Flammen, die die Leichen der Verstorbenen in Asche verwandeln.

Beim Verbrennen in diesem Leichenfeuer lösen sich neben den *shawara* noch verschiedene andere Aspekte des Menschen, die nach dem Verblenden der Vitalseele in der leblosen Hülle zurückgeblieben sind. Ein wichtiger Aspekt der Person wandert in ein paradiesisches Jenseits, wo die Totenseelen in der Gemeinschaft anderer geliebter Verstorbener in einem wunderbaren *shapono* leben, ihre Gärten bebauen, jagen und im Wald sammeln gehen, wie sie es im Diesseits tun, jetzt freilich ohne jede Not.





Der erste Schritt der komplexen Bestattungspraxis der Yanomami besteht in der Verbrennung der Leiche einige Stunden nach Eintritt des Todes einer Person. Für diesen Akt wird innerhalb des Dächerrunds, auf dem freien Platz vor der Wohnabteilung des Verstorbenen ein großer Scheiterhaufen sorgfältig aufgestapelt, der in der morgendlichen oder abendlichen Dämmerung, der Zeit des Übergangs, entzündet wird.

Aufgrund der Gefährdung, die besonders von den im Rauch befindlichen *shawara*-Geistern ausgeht, verlassen Schwangere und Mütter mit ihren kleinen Kindern während der Verbrennung das Dorf, da der Qualm die Kinder und Ungeborenen schädigen kann. Die krank machenden Aspekte, die auch den Tod der Person verursacht haben, können durch den Rauch übertragen werden. Deshalb unternehmen die Schamanen durch heftiges Gestikulieren große Anstrengungen, ihn von den Wohnabteilungen des *shapono* abzulenken.

Die Angehörigen des Verstorbenen umrunden während der Zeit der Kremation – diese dauert im Falle eines Erwachsenen gute zwei Stunden – die Brandstelle mit trippelnden Schritten. Sie halten die Habseligkeiten des Verstorbenen in der Hand: seinen Schmuck, den Korb oder den Köcher mit den Pfeilspitzen, ein Hemd oder eine Machete. In ihrer Trauer sprechen die Hinterbliebenen den Verstorbenen direkt an: „Oh du, mein Vater, wohin gehst du! Es ist kalt hier, lass mich nicht alleine! Mein liebes Väterchen, mein liebes Väterchen, oh je!“ So etwa klingt die Klage einer Frau um ihren verstorbenen Vater.

Der Organisator der Einäscherung, der mit dem Verstorbenen nie unmittelbar verwandt ist, nähert sich wiederholt der Verbrennungsstelle und schürt die Glut. Die Teile des Körpers, die vom Feuer nicht vernichtet werden können und nicht vernichtet werden sollen, sind die Knochen und der Schädel. Diese werden nach dem Erkalten des Scheiterhaufens aus der Schlacke genommen, in einen Korb gefüllt und über der bisherigen Feuerstelle des Verstorbenen von dessen Mutter, Ehefrau oder Tochter aufbewahrt.

Die Verbrennung stellt nur den ersten Teil des Bestattungsrituals dar.

Nun werden Vorbereitungen für eine große Feier getroffen, zu der zahlreiche Gäste aus befreundeten Dorfgemeinschaften eingeladen werden. Dazu werden zunächst große Mengen Bananen geerntet und im Dorf unter einem Dach aufgehängt, wo sie etliche Tage nachreifen, bis sie schließlich ganz gelb und schwarz sind.



Ein größerer Trupp von Jägern begibt sich auf eine mehrtägige Jagd und erbeutet eine möglichst große Menge Wild, das unterwegs geräuchert wird. Bald nach ihrer Rückkehr nähern sich die Gäste, die in feierlichem Zug ins Dorf tanzen.

Im Verlauf der mehrere Stunden dauernden Zusammenkunft werden die Knochenstückchen des Verstorbenen in Anwesenheit der Gäste in einem eigens dafür hergestellten Holzmörser zu einem feinen Pulver gestampft, das *yupu* (Asche) genannt wird. Den größeren Teil des *yupu* verrührt man gleich bei dieser ersten Zusammenkunft der großen Trauergemeinschaft in Bananensuppe, die von den Angehörigen der verstorbenen Person und einigen der geladenen Gäste unter Wehklagen getrunken wird. Den Rest der Asche bewahrt man in kleinen Kalebassenflaschen auf, die bei einer Reihe von ähnlichen Feiern auf gleiche Weise geleert werden.

Im Verlauf der Bestattungsfeiern werden nach und nach auch alle Besitztümer des Toten vernichtet. Dazu müssen eigene Feuer errichtet werden. Denn nichts darf übrig bleiben und an den Toten erinnern. Nach dem Tod einer Person darf man auch den Namen des Verstorbenen nicht mehr nennen. Tut man es doch einmal, gilt dies als ungebührlicher Akt der Beleidigung und löst große Empörung und Wut aus.

Die Frauen tragen als Zeichen der Trauer ihre Wangen geschwärzt. Diese Färbung erzielen sie durch ein Gemisch aus Tränen und Asche. Die Angehörigen weinen in den Wochen und Monaten nach dem Tod weitgehend in rituell gefassten Klageliedern. Sie tun dies vor allem morgens und abends in der Dämmerung, zu der Zeit, in der sich der Wandel vom Tag zur Nacht vollzieht, eben dann, wenn die Frauen der alltäglichen und profanen Verrichtung des Holzholens nachgehen. Es ist dies die Zeitspanne, in der die Grenze zwischen dem diesseitigen und dem jenseitigen Leben dünn wird. Jetzt wird die Erinnerungen an die, die gegangen sind, wach. Sie drängen sich ins Leben der Hiesigen und die Sehnsucht nach ihnen lässt sich nicht mehr verleugnen. Der Sinn der Trauer besteht für die Yanomami in der Aufgabe zu vergessen und die Toten tot sein zu lassen. Nicht erinnern wollen sich die Hinterbliebenen in ihrer Trauer, sondern vergessen. Die Erinnerung an Verstorbene wird als bedrohlich erlebt, als übermächtig und die Emotion, die dabei geweckt wird, ist eine Mischung aus Trauer und Wut. Das Trauern, dieses Vergessenmachen als Ritualhandlung, ist als eine absichtsvolle Handlung zu verstehen und bedarf der Einhaltung genauer Regeln. Diesem Vergessen dient das Weinen in formelhaftem Singsang, und hier wird auch verständlich, warum alles, was an den Verstorbenen erinnert, der Vernichtung ausgeliefert



werden muss. In diesem Zusammenhang wird nun Feuer tatsächlich zur Tilgung eingesetzt: die Besitztümer des Verstorbenen werden verbrannt, wie die Leiche selbst. Diese Dinge müssen durch Feuer vernichtet werden, da sie jetzt, nachdem ihr Eigentümer durch seinen Tod zu einer nicht mehr benennbaren Figur geworden ist, selbst nicht mehr eindeutig zu bezeichnen sind. Sie stellen eine ungewollte Verbindung her zum gefürchteten Bereich des Todes.

Nun wird auch klar, dass im Umkehrschluss das Verbrennen von Eigentum eines Lebenden den Tod des Besitzers heraufbeschwört und mit dessen Tod die *shawara*, die verderblichen Todesboten herbeilocken und damit der Person selbst wie auch der gesamten Gruppe Schaden zufügen kann.

Der Bann des Kaiman wirkt nach und bestimmt das Leben der Yanomami und er erinnert in seiner Alltäglichkeit und scheinbaren Banalität beständig an die Sterblichkeit und den Übergang vom Leben zum Tod.

## Nachwort

Dramatische Feuerszenarien im brasilianischen Teil des Yanomami-Gebiets und die Deutung des Schamanen Davi Kopenawa

Im vorangehenden Beitrag wurde die Bedeutung des Feuer und seines Gebrauchs im weitgehend traditionellen Lebenskontext der südamerikanischen Yanomami erläutert. Dabei wurde auch auf strenge Tabuvorschriften in der Benutzung von Feuer verwiesen. Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass die Verwendung von Feuer durch die Weißen, die in das Gebiet dieser Indianer eingedrungen sind, von den Yanomami als große Bedrohung verstanden wird.

Die Chronik des Kulturkontakts der brasilianischen Yanomami mit der nicht indianischen Bevölkerung ist weitgehend die eines Genozids. Nach sporadischen Begegnungen in den letzten Jahrhunderten begann er in den frühen 1970ern mit der Zuwanderung von einigen Duzend Goldschürfern. 1974 wurde der Bau der Perimetral Norte, einer Straße, die das



Territorium der Yanomami durchschneidet, in Angriff genommen. Mit den Bauarbeitern gelangten Grippe, Masern, Tuberkulose, Hepatitis und Malaria ins Land. Bei mineralogischen Untersuchungen stieß man in diesem Gebiet auf Vorkommen von Gold, Uran, Diamanten und Kassiterit (Zinnstein), was sich nicht förderlich auf die eigenständige Entwicklung der traditionell ansässige Bevölkerung auswirken sollte. Bereits im nachfolgenden Jahr stürmten Hunderte von Schürfern ins Land – zunächst auf der Suche nach Kassiterit, das zur Aluminiumherstellung gefördert wird. Ab 1980 erhielten zwei Minenunternehmen eine offizielle Genehmigung zur Förderung von Titanerzen auf dem Yanomami Land. Ab 1981 drangen in unkontrollierten Scharen Glücksritter in das Gebiet ein: diesmal auf der Suche nach Gold. Eine Masernepidemie raffte mindestens achtzehn Yanomami dahin. Ab dem Folgejahr wird die Zahl der Verluste undurchschaubar. Die Goldsucher rücken den indianischen Dörfern immer näher; sie versorgen sich aus deren Gärten und machen sich deren Frauen zu Diensten.

In der Nähe der Flüsse Catrimani und Apiau fallen Yanomami gezielten Mordanschlägen zum Opfer und für diese Indianer fremde Krankheiten breiten sich weiter aus. 1988 werden hier gegen 20.000 Goldsucher gezählt. Die indianische Bevölkerung selbst beläuft sich auf knapp 9000 Individuen. Über 100 illegale Landstreifen säumen die venezolanische Grenze. 1990 sind – durch Krankheit und Ermordung – 15% der brasilianischen Yanomami der Invasion zum Opfer gefallen. (Quelle: [cimi@ax.apc.org](mailto:cimi@ax.apc.org) Cimi – brasilianischer Indianer Missionsrat 27. August 1993)

Erst jetzt werden ernstgemeinte politische Schritte unternommen, um diesen Völkermord zu stoppen. Trotz aller Maßnahmen befinden sich auch heute noch Goldsucher auf dem Gebiet der Yanomami, die die mit Quecksilber Bäche vergiften und die Goldamalgame über der offenen Flamme scheiden, um reine Nuggets zu gewinnen.

Schon im 19. Jahrhundert haben Yanomami die Kautschuksammler beobachtet und die mit ihnen eintreffenden Krankheiten dem Qualm zugeschrieben, der beim Härten des Rohgummis entsteht. Auch heute glauben die Yanomami im falschen Umgang mit dem Feuer durch die Weißen eine der wesentlichen Ursachen ihrer Misere zu erkennen.

In den späten 90er Jahren wurden etliche Yanomami-Dörfer ganz unmittelbar durch Feuer geschädigt: Im März 1998 gerieten von Kleinbauern gelegte Brände im Rio Branco Becken außer Kontrolle und legten eine dichte Qualmschicht über das östlichen Yanomami-Land, das zum Teil auch von den Flammen erfasst wurde. Nach Auslegung der westlichen Wissenschaft sind die Brände zum einen Konsequenz des Klimaphänomens El Niño. Zum



anderen sind jedoch auch die massiven Umweltschäden für diese Katastrophe verantwortlich, die durch die Goldsucher, wie auch illegal eingewanderte Landbauern verursacht wurden. Großflächige Rodungen in der Umgebung führen zur Versteppung ganzer Gebiete, die dann den periodisch auftretenden Waldbränden zu wenig Feuchtigkeit entgegenzusetzen haben. Erstmals in der Beobachtungsgeschichte brannte in diesem nördlichen Teil Amazoniens der normalerweise feuchte Regenwald und vernichtete laut INPA (Nationales Institut für Amazonienforschung, Brasilien) über 9000km<sup>2</sup> intakten Tropenwaldes. Den von diesen Bränden verursachte CO<sup>2</sup>-Ausstoß schätzten die NGO Friends of the Earth auf 125 Mio. Tonnen. Dies entspricht der CO<sup>2</sup>-Emission von Sao Paulo, der größten südamerikanischen Stadt, im Verlauf von zehn Jahren. (Quelle: CCPY Update No. 99, Mai 1998)

Neben den Yanomami waren von diesen Bränden auch benachbarte Ethnien betroffen, wie die Macuxi, die Wapixana und die Taurepang, die in den Savannengebieten des brasilianischen Bundesstaates Roraima leben. In Folge dieser Katastrophe litten die Menschen unter Erkrankungen der Atemwege und der Augen, an Durchfall und auch an Hunger, da die Brände den Bestand der wildlebenden Tiere dezimierten und zahlreiche Gärten zerstörten.

Das Institut für Feuerökologie der Universität Freiburg warnt in Bezug auf diese amazonischen Brände neben der zu befürchtenden Konsequenzen für das Weltklima durch die Zunahme von Treibhausgasen auch vor spezifischen Schäden des Ökosystems insbesondere der Vegetations- und Erdschicht. (Quelle: IFFN Nr. 19 – September 1998: Fire Activity in the Guyana Shield, the Orinoco and Amazon Basin during March 1998)

Einer der Sprecher der brasilianischen Yanomami der Schamane Davi Kopenawa hatte bereits 1990, unter dem Eindruck des todbringenden Goldrauschs, vor den verheerenden Folgen des falschen Feuergebrauchs gewarnt und antizipiert in den Worten seiner indianischen Tradition einen Klimakollaps. Sein Mahnruf an die Weißen wurde von dem französischen Anthropologen Bruce Albert und der brasilianischen Yanomami Commission CCPY in englischer Übersetzung ins Internet gestellt. Einige Passagen aus diesem Appell wurden von der Autorin ausgewählt und ins Deutsche übertragen.



## **Xawara<sup>7</sup> - Das Kannibalische Gold und der Sturz des Himmels**

(von Davi Kopenawa Yanomami, Brasíleia, Juli 1990)

Wir nennen diese Epidemien *xawara*. Die Yanomami sterben an *xawara* – und deshalb nennen wir sie Epidemien. Mittlerweile wissen wir, woher die *xawara* stammen. Früher dachten wir, dass sie sich von alleine ausbreiten, ganz ohne Grund. Nun nehmen sie enorm zu und sie sind überall.

Das, was wir *xawara* nennen, wurde vor langer Zeit von unseren Ahnen versteckt. Omawë, der Schöpfergeist der Yanomami, versteckte *xawara* [...] Er sagte: „Rührt es nicht an!“ Deshalb versteckte er es tief in der Erde. Er sagte auch, dass die Yanomami in großen Massen sterben müssten, wenn es zutage gefördert würde. Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, vergrub er es sehr tief in die Erde.

Aber heute sind die *nabëbë*, die Weißen, nachdem sie unseren Wald entdeckt haben, ganz verrückt danach, dieses *xawara* aus der Tiefe der Erde zu holen, wo es Omawë versteckt hat. *Xawara* ist auch der Name für *booshikë*, den Stoff, den ihr Bodenschätze nennt. Wir fürchten uns davor. *Xawara* ist der Feind der Yanomami und er ist auch euer Feind. Es will uns alle töten. So wird es, wenn Ihr krank werdet, dann auch euch töten. Deshalb sind die Yanomami sehr besorgt.

Solange das Gold in der Tiefe der Erde bleibt, gibt es kein Problem. Dann ist alles in Ordnung. Da besteht keine Gefahr. Wenn jedoch die Weißen das Gold aus der Erde nehmen, es erhitzen und über dem Feuer rühren wie geriebenen Maniok, dann steigt Rauch auf und so entsteht *xawara*, der Rauch des Goldes. Dann verbreitet sich *xawara wakëshi*, dieser epidemische Rauch, nicht nur durch den Wald den die Yanomami bewohnen, sondern auch im Land der Weißen und alle werden krank und sterben. [...]

Wenn der Qualm die Brust des Himmels erreicht, dann wird auch der Himmel sehr krank, ebenfalls infiziert durch *xawara*. Auch die Erde wird krank. Sogar die *hekurabë*, die Hilfsgeister der Schamanen, werden sehr krank. Selbst Omawë ist betroffen und ebenso Deosimë – euer Gott. Deshalb sind wir sehr besorgt.

Außerdem ist da der Rauch der Fabriken. Ihr denkt, dass Deosimë *xawara* vertreiben kann – aber er kann *xawara* nicht zurückweisen. Auch er wird von diesem Rauch sterben. [...]

---

<sup>7</sup> Der Begriff *xawara* entspricht *shawara* im Haupttext.

Wir wissen, dass das so passiert und deshalb geben wir euch diese Nachricht. Aber die Weißen hören nicht zu. Sie verstehen es nicht und denken einfach, diese Leute erzählen Unsinn. Unter den Weißen gibt es keine Schamanen, deshalb ist das so.

Schließlich wird der Himmel brechen. Mittlerweile sind viele Yanomami Schamanen gestorben und sie werden sich rächen. Wenn die Schamanen sterben, dann werden die *hekurabë*, ihre Hilfsgeister, sehr zornig. Sie sehen, dass die Weißen den Tod der Schamanen, ihrer Väter, verursachen.

Sie wollen Rache üben und schneiden ein Stück des Himmels in Teile, so dass er auf die Erde stürzt. Sie werden die Sonne zu Fall bringen und wenn die Sonne fällt, dann wird alles dunkel. Wenn der Mond und die Sterne schließlich auch noch stürzen, dann wird es gänzlich dunkel sein. [...]

## **Bibliographie:**

Eibl-Eibesfeldt, Irenäus, Gabriele Herzog-Schröder und Marie-Claude Mattéi-Muller

2000 *Publikation zu wissenschaftlichen Filmen, Ethnologie Sonderband 10 –Yanomami –*. Humanethologische Begleitpublikationen von Irenäus Eibl-Eibesfeldt. Publikation vom IWF. Institut für den wissenschaftlichen Film. Göttingen.

Herzog-Schröder, Gabriele

2000 *Okoyöma - Die Krebsjägerinnen. Vom Leben der Yanomam-Frauen in Südvenezuela.* LIT-Verlag, Hamburg.

Lizot, Jacques

1975 *El hombre de la pantorrilla preñada.* Monografía No. 21. Fundación la Salle de Ciencias Naturales. Caracas

1982 *Im Kreis der Feuer : aus dem Leben der Yanomami-Indiner.* Syndikat, Frankfurt am Main.



1988 "Los Yanomami". In: *Los Aborígenes de Venezuela*. Fundación La Salle de Ciencias Naturales. Instituto Caribe de Antropología y Sociología. Monografía No. 35. *Ethnologia Contemporanea*. III. Caracas: Monte Avila Editores

publiziert in:

Herzog-Schröder, Gabriele: „Und der Kaiman lachte. Zur Bedeutung des Feuers bei den Yanomami in Nordamazonien“, In: *Feuer*, Schriftenreihe FORUM/Band 10, Hrsg. : Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland. Wissenschaftliche Redaktion Bernd Busch, Johann Georg Goldammer und Andreas Denk, Bonn, Köln, Wienand Verlag 2001, S. 354–366.

